

Der Pascha von Buda.

Größtentheils wahre Geschichte.

Die Pflichten der Juden.

Die Pflichten der Juden sind in der Tora, dem Pentateuch, und in den Talmudischen Schriften niedergelegt. Sie betreffen die Beziehung zum Gott, zum Nächsten und zur Gemeinschaft. Die Tora enthält die Grundgesetze, die Talmud die Auslegung und die Anwendung derselben. Die Pflichten der Juden sind in drei Hauptklassen eingetheilt: die Pflichten gegen Gott, die Pflichten gegen den Nächsten und die Pflichten gegen die Gemeinschaft.

Die Pflichten gegen Gott sind die wichtigsten. Sie bestehen in der Anerkennung Gottes als alleinigen Gott, in der Beobachtung der Sabbat, der Festen und der Gebote. Die Pflichten gegen den Nächsten sind die Nächstenliebe, die Gerechtigkeit, die Wahrhaftigkeit und die Treue. Die Pflichten gegen die Gemeinschaft sind die Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten, die Zahlung der Steuern und die Befolgung der Gesetze des Landes.

Was die Quellen unserer Erzählung betrifft, muß sich eine derselben in den Archiven von Wien, und zwar im Tagebuch der Belagerung von Ofen, vom Jahr 1686, befinden. Wir hatten zwar nicht das Glück, unmittelbar aus ihr zu schöpfen, aber doch haben wir Versicherung, daß der Schluß der Geschichte darin bemerkt sei. Eine andere Quelle ist eine sehr zierlich in groß Oktav gedruckte Schrift, 74 Seiten stark, welche, ohne Anzeige des Druckorts, im Jahr 1765 unter dem Titel: „Le Bacha de Bude“ erschien. Eine dritte sind Sagen, die zwar für den Geschichtsforscher den geringsten Werth haben mögen, für uns aber nichts minder als verwerflich waren. So viel zur Einleitung.

1.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Eugny und Olivier.

Eugny war der jüngste Sohn eines armen, alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache vergnügt lebte. In Eugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit. Selbst

der Jüngste mußte schon Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn er war ein kleiner, wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freilich ward der kleine Taugenichts dafür tapfer gezüchtigt; allein was half's? Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. Dabei fehlte es dem kleinen, quecksilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Er war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wäre er ihnen als Prinz, und nicht im Zwischfittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden: sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn; denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Gugny einmal gesagt: „Guer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der versteht beinahe schon so viel, als ich. Der sollte Pfarrer werden!“ — Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen den Geldsack zwischen ihre Schultern. Das können wir armen Leute nicht.“

Der kleine Gugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Numuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen gehörnten Heiden war Hopfen

und Malz verloren, und keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donierte, gegen Betrug und Diebstahl und Straßenraub, je ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter ins Land zurückkam, der sich im Kriegedienste bis zur Würde eines Feldweibels emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich Alles. Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Eugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriaut Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolf, dem Schwedenkönig; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschüßes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer, als der Jüngste, dem kein Wort, kein Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse entschlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirt ernannt ward, nahm er diese Ernennung als Feldhauptmanns-Installation, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde nur Sigristen- oder Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen

wie sein Eigenthum zu betrachten, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

2.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee im Freien lagerte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens saun, an welchem einige Ziegen rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felsenhöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Als bald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte hellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hilfe gebracht. Es waren ein paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehenen Leute in La Sarraz, des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spaziergehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barsüßige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wo sie festen Fuß fassen könnten; brachte sie glücklich auf die Bergebene, und von da auch glücklich ins Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die Freundschaft war unter den Leuten bald gemacht. Eugny erzählte von seinen Schlachten,

Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht. Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Eugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Eugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere, als Marketenderin, zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz; man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen so wohl, daß man sich einander versprach, den folgenden Tag wieder zusammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegsführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung, als Eugny. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaft. Tag um Tag, so oft Olivier aus dem väterlichen Hause oder von der Schule abkommen konnte, war er bei seinem Eugny. Und ihre gemeinschaftliche Freundin Helena erschien die Woche wenigstens ein paar mal mit Brod, Kastanien, und Wasser in einem Fläschchen, die Rolle der Zeltträgerin zu spielen. Mit Olivier zwar kam sie, bei ihm fand sie gewöhnlich ihre Anstellung; beide waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels stand sie gewöhnlich, als Kriegsgefangene, bei Eugny, und es schien beinahe, als ließe sie sich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Eugny und Olivier entzweiten sich um ihre Helene nie; aber Olivier zankte desto öfter mit dieser, daß sie sich von dem Paris so oft kapern ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübscher gekleidet war, als Eugny. Indessen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den schwarzlockigen Eugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der

Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Cugny, und sagte mit wichtiger Miene: „Anno 1644 haben wir mit Geißen Krieg geführt; Anno 1645 aber wird's Ernst. Denk' nur, Cugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts als ein Geißhirt. Freust du dich nicht?“

— Warum denn? sagte Cugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberwachtmeister. Du sollst von mir hören! — Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir.“

— Nun ja, Olivier, das glaub' ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, bin ich ganz verlassen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlst?“

„Ei, Cugny, es thut mir auch weh', dich zu verlassen. Allein du hast ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel Kopf. Du kannst ihr deine halbe Armee geben.“

— Was denkst du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird sie nicht mehr kommen, wenn du fort bist, und wird eine Stadtjungfer werden, die sich um unsereins wenig bekümmert.

„Sei nur ruhig, Cugny, und weine nicht. In ein paar Jahren

komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst — ein Knebelbart — ein Schlachtschwert — hier eine Narbe — da eine Narbe. Du wirst mich kaum kennen."

— Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt denn der Kriegermann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfiu, Eugny, das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh', Eugny, und wenn ich Feldmarschall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erste Frage wäre nach dir. Das schwör' ich dir; da hast du meine Hand darauf. Da hast du mein Taschenmesser mit der Perlmutterchale zum Pfand darauf. Nimm hin; nimm's zum Andenken."

— Weißt du, Olivier, Freunde sollen sich keine Messer schenken? Man sagt, das zerschneide die Freundschaft. Aber ich glaub' es nicht. Ich nehm' es. Und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und sage: Olivier, unsere Freundschaft ist zerschnitten.

„Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir. Denke, ich habe auch schon Pläne für dich gemacht."

— Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit zur Armee."

— Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter, was es ist. Weil du vornehmer Leute Kind bist, macht man dich sogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer sein und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Eugny. Du bist erst vierzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen."

— Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Eugny. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Besuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Da stell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schon gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sei ohne Sorgen!“

Da hub Eugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug zu trösten. Eugny schwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tag. Oliviers Gesellschaft und die Scherze der schmeichelnden Helena heiterter den armen Jungen nur sehr vorübergehend auf.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; seine Heerde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes. Da hörte er plötzlich seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah sich nicht einmal danach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Waldberges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß.

Hastig griff Eugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er be-

deckte das getödtete Thier mit dürrer Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich ins väterliche Haus, legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an, machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlorenen Ziege erschien und großen Lärmen machte. Aber weil der Bursche sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher noch, als der Alte, waren Olivier und Helena, als sie die Nachricht von Eugny's Flucht vernahmen. Man konnte sich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarschaft von Romainmotier einen Brief. Eugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolf zerrissenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davongelaufen, um besseres Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!“ schrieb Eugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, sie solle sich nicht ängstigen; und meinem Vater sag' es, ich wolle ihn aus der Fremde noch unterstützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier sprang närrisch vor Freude umher, las allen Menschen den Brief von Eugny vor, und hatte sogar nichts dagegen, als Helena das Papier laut weinend an ihre Brust drückte.

Indessen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte sich allzusehr an Eugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen, geistvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerstreuungen. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Vevey, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben so bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie sie im Herbst um Eugny getrauert hatte. Aber Mädchen trösten sich bald, und Olivier, als er einmal durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter sich sah, deutsche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlager und Kriegslärm fand, vergaß Eugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

5.

Der junge Olivier fand seinen Oheim erst zu Wien, und dieser nahm ihn mit sich ins ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Gök gegen Nagoczzy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere Held Torstensohn führte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier kam in die rechte Kriegsschule. Er lernte das wüste Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war Gespräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden mit dem jungen Burschen; aber schon nach dem ersten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen,“ und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt, denn er hatte sich als Frei-

williger bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oder vielmehr so verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlessien, bald in Baiern übel haufen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der besten, in langen, anhaltenden Kriegen; man kennt die Ausschweifungen der Kriegsknechte und Feldherren, mit welchen sie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre frühern Lorbeeren besudelten. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefecht fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst; gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Das half ihm im Dienst empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Polen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geschwader schwerer Reiterei. Mit allen seinen Kriegsgesährten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen, geistvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier schien gegen ihn angeborenen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von Asperlin von Maron, Sohn des Oberherrn zu Bavois.

Dieser, weil er kein anderes Verdienst hatte, als seine etwas vornehmere Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menschen zu machen pflegen. Er warf sich in die Brust, prahlte viel, hielt Alles neben sich für Kleinigkeit, und haßte ohne Umstände Jeden, der sich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen, die sich um Herrn

von Asperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verursachte ihm Asperlin hinterrücks allen möglichen Verdruß, und schwor sogar, er wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einst, vielleicht bei übler Laune, in Gesellschaft anderer Kriegsgesellen, über die Langsamkeit der Unternehmungen des kaiserlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit, sich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere, wo nur Geburt und Herkunft, hingegen Verdienste nichts gälten. Erhitzt durch Widerspruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er sich binnen drei Jahren im Dienste des Großsultans zum Pascha von drei Roßschweifsen emporschwingen wollte.

Das erfuhr Asperlin. Er riß Oliviers Worte aus dem Zusammenhang, und hinterbrachte sie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgenmachereien dem Oberfeldherrn, in dessen Gefolg er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen seines Trumps, Pascha von drei Roßschweifsen zu werden, vielen Verdruß. Manche nannten ihn seit der Zeit wohl den „Pascha.“

6.

Er nahm es eben nicht übel; desto mehr aber, als sich unter den Hauptleuten seines Regiments die Sage verbreitete, er habe sich im Städtchen seiner Heimath durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er Ziegen gehütet hätte.

Olivier kam endlich auf die Quelle dieser Sagen. Sie rührten von Keinem, als dem Herrn von Asperlin, her. In dem Augenblick, da er darüber Gewißheit empfing, beschloß er den Lasterer

zu züchtigen. Angekommen in dessen Quartier, erfuhr er, Asperlin sei mit Urlaub in die Schweiz gereiset, aber erst am Morgen dahin aufgebrochen. Schnell machte er sich aufs Roß, ihn einzuholen. Der Weg, den Asperlin eingeschlagen hatte, war leicht erfahren. Olivier sparte die Spornen nicht.

Mittags erreichte er ein Städtlein. Vor dem Wirthshause sah er die Knechte und Kofse seines Feindes reisefertig und ihres Herrn gewärtig. Er sprang vom Gaul, gab seinen ihn begleitenden Dienern einige Aufträge, und so ins Haus. Man führte ihn ins Gastzimmer.

Da saß Herr von Asperlin wohlgemuth am Tisch mit einem andern jungen Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide sprachen Französisch. Asperlin war eben im Begriff, dem Jüngling freundlich über den Tisch die Hand zu reichen und Abschied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieser, ohne sich um den Fremden zu bekümmern, ging in kürzester Richtung gegen Asperlin, begrüßte ihn mit dem lakonischen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verleumder, Ehrendieb!“ — hob die Hand, und versetzte seinem Landsmann eine so gewaltige Maulschelle, daß dieser sammt dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte, rücklings zu Boden fiel, den Tisch vor sich, mit den Beinen, hoch in die Luft hob, also, daß er, der Stuhl unter ihm, Tisch und Gastmahl über ihm, mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller seiner Freuden am Erdboden liegen sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erschrocken zusammen. Asperlin entwickelte sich mühsam vom Tischtuch, Tisch und Speisewirrwarr; stand verblüfft auf, sah umher mit stieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Bösewicht, das zahlst du mir mit deinem Blute!“ und ging eilig.

davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gasse; Asperlin, in seinen Mantel gehüllt, ritt mit seinen Knechten von hinnen.

Olivier stand noch am Fenster, lachend, dem Gedemüthigten nachsehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter schlug, und sagte: „Mein Herr, welches auch die Ursache Ihres tollen Betragens sei, oder welche Ursachen auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er ist mein Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit ersparen. Kommen Sie mit mir vors Thor.“

„Warum nicht hier auf der Stelle?“ rief Olivier, schickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüsten, verschloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete seinen Mann.

Der Fremde stand schon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete — einen schönern Mann hatte er sein Leben lang nicht gesehen — senkte jener plötzlich den Degen und sagte mit scharfem, spähendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?“

„Olivier von La Sarraz.“

„Teufel! dacht' ich's doch!“ rief der Fremde: „Und ich bin Cugny!“

Die bloßen Säbel in den Fäusten umarmten sich die entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten sie an immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

Erst, wie sie mit den Bechern in der Hand bei Tische einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Wohlgefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgespielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich und schön geworden. Nun wollte Jeder wissen, wie alt der Andere sei. Es war leicht zu berechnen. Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich das letztemal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig, Eugny ein Alter von vierundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenlerin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sei.

Endlich erzählte auch Eugny, der nur immer fragen und hören wollte:

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursch; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir ganz gegen-

wärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst, und was ich verloren und verlassen hatte.“

Bei diesen Worten zog Eugny das Taschenmesser mit der Perlenmutter-schale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!“ — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Eugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich so da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer Herr zur Armee gingest, da sogleich Lieutenant würdest; ich nur als ein armer Bauernhube Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Pläne, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann, als Sohn von einem guten Hause, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.“

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehenener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne anders zu seinem Schreiber und Rechner, weil er selbst, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel bestellt war. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich sein können. Und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtsbücher alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.“

„Früher, als ich's selbst beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn

im Frühling 1645 das Leben. Die Wittve verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal, erzählte ihm meine Glücksgeschichte, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, fortan im Kriege mein Heil zu versuchen.

„Ich verließ Pontarlier, und begab mich über Basel und den Rhein, Condé's Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellesfonds.

„„Was gibt's, junger Mensch?“ fragte dieser mit barscher Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sei ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegermann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich, und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegerrock, und in der Kriegeschreiberei Anstellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellesfonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Nördlingen, in welcher der bayerische Feldherr Mercy selbst umkam. Da konnte ich mich, trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahnenenträger sank, sprang ich vom Pferde. „Teufel wohin?“ rief Bellesfonds. —

„Zum Sieg oder Tod!“ schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren, oder sich von einem Knaben nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Compagnie, endlich links und rechts die Uebrigen. Und wir drangen durch.

„Du bist ein braver Junge!“ sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er dem Prinzen Condé von mir gesprochen; denn folgenden Tages ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ah, sieh da!“ rief der Prinz, indem er mich verwundert und freundlich ansah: „Ist das der Freiwillige von Bellefonds?“ Er lobte mich und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich hatte die Ehre, vom Marschall gekannt und hervorgezogen zu sein, und wirklich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an den Grafen Hatzfeld. Da hast du meine Geschichte.“

8.

Beide reiseten mit einander ins Lager zurück. Eugny war beim Grafen Hatzfeld so glücklich, durch sein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um seine Verwandten in Sarraz nach zehnjähriger Trennung besuchen zu können.

„Ich eile zu meinem Marschall zurück,“ sagte Eugny, „und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz

zu gehen. Da wollen wir denn Himmelstage mit einander in der Heimath leben. Da wollen wir Hütten bauen über dem Steinbruche; dir eine, mir eine, und der kleinen Markfetenderin eine. Da wollen wir alle die alten süßen Erinnerungen der Kindheit wieder lebendig werden lassen."

Man schied nun mit den frohesten Hoffnungen des baldigen Wiedersehens von einander. Olivier packte ein, und begleitet von zween seiner Knechte reisete er durch Deutschland und die Schweiz. Wie schlug ihm das Herz, als er das Städtlein seiner Heimath vor sich am Berge daliegen sah! Es war ihm, als wäre er gestern erst aus demselben abgereiset. Aber je näher er kam, je veränderter fand er Vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgerissene Hag, jedes verschwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neu errichtete Gebäude erregte seine Aufmerksamkeit und Verwunderung. Was ihm einst als Kind groß vorgekommen war, schien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gasse viel enger, das väterliche Haus viel zusammengedrückter, als er sich vorgestellt hatte.

Ich darf nicht sagen, welchen Jubel Oliviers Erscheinung im Hause der Aeltern, welches Aufsehen es im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier sehen, der nun so groß und kaiserlicher Hauptmann geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwandten und Bekannten. Natürlich, die kleine Markfetenderin und Nachbarin Helena ward nicht vergessen. Aber wie erstaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern stand, und sie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte sich ihm erröthend. Eine frische, blühende Gestalt, von aller Anmuth der Jugend umflossen, mit ihren flammenden, schönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu schmelzen. Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geschmolzen war es doch. Er küßte schüchtern und zit-

ternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er stammeln sollte. Helena, weit unbefangener, musterte den alten Spielgenossen von oben bis unten, sagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Gespräch bald wieder zu sich selbst.

Von diesem Augenblick an entzündete sich in Olivier eine unbesiegbare Leidenschaft. Täglich besuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, sondern Helena zu sehen, deren immer gleiche rosenbarbene Laune, deren Muthwille ihn abwechselnd bald unter die Seligen des Paradieses, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen versetzte. Denn das hübsche Mädchen schien Alles zu verstehen, nur kein Wort von Liebe. Es war noch immer gegen ihn so traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr, als damals, schien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu fühlen. Ja, wenn Helena recht ausgeräumt war, fing sie ihn sogar an zu duzen; aber auch in dem Du lag nichts Bedeutsameres, sondern wohl gar etwas Komisches, das den armen Liebeskranken peinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hübsche Mädchen von La Sarraz, Bevah und Laufanne lächelte den schönen, kriegerischen Jüngling bedeutsamer an, als Helena; ja, Olivier war sogar böshast genug, Versuche anzustellen, ob er Helenen nicht ein wenig eifersüchtig machen könne. Allein umsonst. Das unbefangene Mädchen blieb sich gleich, und neckte ihren Freund allensfalls mit seiner Liebshaft, die er gegen eine andere Schöne heucheln wollte. Dabei wußte sie ihren Seladon in so strenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr eine Silbe von seiner Leidenschaft zu sprechen. Aber seine Blicke, seine Aufmerksamkeiten, seine Zerstreuungen sprachen.

Olivier fing an, sich seines Zustandes zu schämen. Er kämpfte mächtig mit sich selbst. Er that kleine Reisen in die Nachbarschaft.

Allein er fühlte wohl, so lange er im Zauberkreise der schönen Helena athmete, war für ihn keine Genesung zu erwarten.

Um diese Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hause von Helenens Aeltern sorgfältig verschwiegen hatte. Herr von Asperlin von Maron, der Helenen in Lausanne kennen gelernt und ihr den Hof gemacht hatte, war durch Erbschaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienste satt, nun entschlossen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helenen davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Savoie sein, und setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Drängen ihres gestrengen Vaters ein festes, entschiedenes Nein entgegen.

Nun wußte wohl Olivier um Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sei ein beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sei ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser quälende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter sein, da ich unglücklich bin?“ sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und Sie sind schon einem Andern versprochen. Sie sind die Braut des Herrn von Asperlin.“

Helena lächelte unbefangen und erwiderte: „Ich bin Niemand's Braut. Herr von Asperlin ist mir unausstehlich geworden, seit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich

nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böse, wie ein kleines eigensinniges Kind, dem man nicht seinen Willen thut. Ich habe ein Herz, das zur Freundschaft von jeher fähig war. Aber das Lieben, und was man sich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern gesehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie sind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie sich vermählen? Gut, ich helfe Ihnen eine Frau suchen; aber mich verschonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen. Ich habe zum Ehestand einweilen herzlich schlechte Lust. Es ist gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir sprechen also nicht weiter darüber. Die Sache ist jetzt abgethan."

Dabei blieb es. Bei Helenen war die Sache nun wirklich abgethan, aber nicht so geschwind bei Olivier. Und doch mußte er sich in sein Schicksal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerstreuungen, die ihm wohl thaten.

9.

Unerwartet — denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft — trat eines Tages sein Freund Eugny zu ihm herein.

"Aber es ist nur im Flug," sagte Eugny, "und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür erhielt ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz sein. Dafür bin ich bis hieher Tag und Nacht unterwegs gewesen."

Olivier war berauscht vor Freude. All sein Kummer verslog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glück des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß

man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!“ rief Jeder, der ihn sah. Seine stolze Haltung, das kühne Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blizenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe niederfielen, oder von dem wunderlichen Zug um seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte — Alles war etwas Anderes, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sei ein Apollino im Gewande des Mars.

Eugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach — der Vater war schon todt — und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer beider ehemaliger Zeltträgerin Helena führen.

„Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden!“ sagte Olivier zu ihm, „aber kalt und spröde wie Eis. Verwahre dein Herz!“

Helena hatte Eugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben, und fand das Gerücht, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite zu ihren Aeltern ins Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt. Kaum die ersten allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwidern. — Eugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer fieberhaften Röthe. Zum Glück beachtete das Niemand, als Eugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthalts in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte mit einander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenherden geführt worden war, blieben dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gang zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch fein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Mühmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren stattgefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Eugny's Arm. Wandelten die beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie beide allein über den Erdball spazieren.

Schon als sie zum ersten Mal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsch, sie wußten selbst nicht wohin, sich verloren hatten, sagte Eugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an seine Brust drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder sein! Wissen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf diesen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat sich Alles verkehrt. Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen.“

„Wenn ich das könnte, Eugny,“ sagte Helene hoch erglühend, „so dürften Sie nicht gekommen sein, um sogleich wieder zu verschwinden.“

„Vielleicht, schöne Helena, wäre es besser, ich wäre nie gekommen.“

„Vielleicht, lieber Eugny? Nein, warum denn? Besser, Sie sind gekommen. Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer!“

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick, wie diesen an Ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünschte, wenn ich von Ihnen scheide, der Tod nähme mich.“

„Sie haben Unrecht, Eugny. Es ist Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Wer hindert mich, aus einem seligen Augenblick ein ganzes seliges Leben zu spinnen, indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekümmert, immer nur mit dem Geiste in diesem einzigen Augenblicke wohne?“

„Das hieße doch nur träumen!“

„Wie man will. Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum Leben.“

„Sie sind genügsamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig sein, ob wir einander nahe oder hundert Meilen weit getrennt sind. Mir ist es nicht so. Und Ihnen?“

Helena blieb die Antwort schuldig. Eine Thräne blitzte in ihren schönen Augen; ein helles Roth glühte von ihren Wangen. Eugny schloß sie in seinen Arm. Ihre Seelen flossen wie zwei Flammen in einander.

Beide redeten noch so viel, was hier nur langweilig zu lesen sein würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wissen, wie sie Wort halten könnten. Helena liebte mit einer Leidenschaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil sie aller Welt sichtbar ausloberte — nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde dieses Paares das Mindeste, — aber Helena, die einst der Liebe gespottet hatte, war bei der natürlichen Entschlossenheit und Unerblichkeit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Eugny rüstete zur Abreise. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben, dann wolle sie zufrieden sein. Eugny gehorchte ohne Widerstand der zauberischen Gebieterin. Aber sie lohnte es ihm auch süß. Es wurde ewige

Trene, Briefwechsel und dergleichen beschloffen, Alles, um sich über den Schmerz des Scheidens zu trösten. Daß Eugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren zu kommen, seine Braut zu fordern, oder, wenn man sie verweigern würde, sie mit Gewalt wegzunehmen, versteht sich von selbst.

Die zweite Woche verstrich noch schneller, als die erste. Eugny flog über die Alpen nach Italien.

10.

In La Sarraz war keinem Sterblichen beigefallen, daß sich zwischen beiden Leuten so wunderschnell ein so inniges Verständniß entwickelt habe. Eugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieselben, wie in der ersten, geblieben. Selbst Olivier hatte nicht den leisesten Argwohn. Vielmehr schien ihm Helena nach Eugny's Abreise sanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher, als sonst. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren sie sich ehemals gegen ihn unfähig gestellt hatte. Gewiß ist, daß sie lieber als sonst, seine Gesellschaft suchte, traulicher zu ihm redete, daß er ihr, als Eugny's Busenfreund, nun eine heilige Person geworden war, oder daß es ihre Wollust war, nur viel von Eugny erzählen zu hören.

Helena's Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Bavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äußern. Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell

nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als künftiger Schwiegersohn, wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herren gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helene behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel steht anders.“ Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich sträuben wollte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte — die förmliche Verlobung mit Herrn Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn, die Glückwünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweiflung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien, und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen sollte? — Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken.“ — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstag war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äußerte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht gütiger, als vorher;

doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte. Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glücklich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenchnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre Fingerspitzen zu küssen. Auch von der bevorstehenden Hochzeit konnte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum würdigen Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sich viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auf ihre Wünsche, und verhiess, sie mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern könne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu Gefallen, blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem dort nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich noch jetzt wie ehemals waren, machten ihm deswegen mehr Unmuth, als Freude.

11.

Um so überraschender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und sagte: „Mit dem Schlage neun Uhr diesen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Fehlen Sie nicht.“

Wie bitterböse er auch auf Helena sein mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, stieg er über den

Zaun und stand er im Gärtchen. Asperlin's Braut kam einen Augenblick später. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und schloß seine Hand in die ihrige und sagte: „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geschworen, für mein Glück Alles zu opfern.“

— Ich bin Mann von Wort.

„Sie wollen?“

— Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich springe in den Tod, wenn Sie wollen.

„Gut. So erklär' ich Ihnen, daß ich Asperlins Gemahlin nicht werde.“

— Ist's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?

„Lassen Sie das für den Augenblick gut sein. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich stehe allein. Die angedrohte Vermählung ist unaufschieblich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Sarraz. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon acht Tage voraus.“

Olivier erschrak, aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlte er sich von Helenens Armen umfassen, und ihre Lippen im heißen Kuß auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze, so lange und mühselig unterdrückte Gluth seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Jougue voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem obern Thor; sorgen Sie für ein Pferd für mich, das sicher geht.“

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgestiegen.

Olivier ging selig über den Zaun zurück, und vollzog die un-

erwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schrieb einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgenden Tages den Brief zurück, als er Nachmittags fortritt, unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht ähnlich, in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie aufs Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse und setzten ihren Weg eifertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht, in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sei so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter, den Geist aufgeben müsse.

Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem karglichen Nachteffen, verlangte sie zugleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß, mit Tagesanbruch die Reise fortzusetzen. Helena schloß ihren Befreier dankbar noch einmal in ihre Arme, und begab sich in das bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern aufs Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt

hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in einen festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst in Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thür war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirthsleute besorgten, dem jungen Herrn möchte ein Unfall begegnet sein. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblichem Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf welchem Helena vermuthlich in Kleidern geruht hatte. Wohin sie gekommen sei, war nicht zu enträthseln. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln, das arme Mädchen war geraubt. Asperlin mußte die Spur der Flüchtlinge entdeckt haben.

Inzwischen versicherte der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sei kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigegangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken — Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Gestohlen war sie, und von keinem Andern, als dem feigen Asperlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, gefnebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenster hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen, und nicht ihren Beschützer zu wecken. Sach befahl Olivier seinen Knechten, aufzusatteln. So sprengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreien.

Unterwegs ward Jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuber Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spuren von ihnen gefunden.

12.

Darum blieb er im Vorsatz fest, folgenden Tages nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. — Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitwärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Asperlin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut, daß ich dich habe!“ schrie Asperlin: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schändlicher; du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!“

Mit den Worten sprang Asperlin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprung vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht beider war von kurzer Dauer. Asperlin fiel tödtlich verwundet; seine Leute sprangen voll Schrecken herbei. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder und sagte: „Unglücklicher, der Pascha hat dir den längstverdienten Lohn gegeben. Warum verfolgst du mich von jeher? Bekenne, wohin hast du Helenen gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt!“

„Bösewicht!“ rief Asperlin, „mein Blut komme über dich! du hast Helenen geraubt. Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden.“

„Lüge nicht in der letzten Stunde!“ erwiderte Olivier: „Sage mir, wo ist Helena?“

„Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zu Hilfe!“

Olivier fragte Asperlin's Begleiter Mann um Mann. Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen: man habe Olivier im Verdacht, daß er sie entführt habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sei. Er warf sich aufs Roß, winkte seinen Knechten, und jagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Geliebte verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gerathen sei. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gespäht, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in dieser Gegend nicht länger mehr. Er mußte in Eile die Schweiz verlassen, weil er voraussah, nach Entführung Helenens, und Erlegung des Herrn von Bavois im Zweikampf, würden alle Gerichte und Obrigkeiten auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über den Rhein hinaus nach Deutschland, und reisete zu seinem Regimente zurück.

13.

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das ewige Einerlei des Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie leere Ein-

bildung vor. Es schwand auch wie Einbildung, besonders da Jahre und Tage vorübergingen, ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch nach Jahren noch nicht ohne innere Bewegung an dasselbe. Allein der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man doch die Schwärmereien des Jünglingsherzens mit andern Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mädchen in der Welt mehr so schön, so liebenswürdig fand, wie Helena gewesen.

Er, besonders da nach einigen Jahren seine Aeltern gestorben waren, dachte wenig mehr noch La Sarraz zurück. An Heimweh war, wegen Asperlin's und Helenens Verwandten und ihrer unverlorenchenen Rache, nicht zu denken. Also war der Entschluß leicht genommen, zeitlebens Kriegermann, und als solcher auch Hagestolz zu bleiben.

So verstrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unsere Leser, vielleicht auch für Olivier; und er blieb dem Entschlusse ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutsam genug an, denn er war auch in seinem sechsunddreißigsten Jahre ein schöner Mann, der wohl ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebschaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte sich ganz dem Kriegsdienste, und das Angenehmste, was ihm widerfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

Daran ließen es die Unruhen Siebenbürgens und Ungarns, und die Vergrößerungssucht der Türken nicht fehlen. Kaiser Leopold hatte beständig Handel mit diesen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großwesir Ahmet Küperli an der Spitze von hundert und vierzigtausend Mann in Ungarn ein. Die ungarischen

Stände, unzufrieden mit der österreichischen Regierung, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des trefflichen Feldherrn Montecuculi, damit vereinigen konnte. Kein Wunder, daß Türken und Tataren bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Mann Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Papst, rief Frankreich zu Hilfe. Sie ward ihm aber nur sehr mäßig. Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei; er kam mit einer schweren Wunde davon, deretwillen er nach Wien zurückgeschickt wurde.

14.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwartetste Abenteuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages auf der Straße Trompeten, und trat ans Fenster. Ein französisches Regiment zog durch. Ihm schwanden fast die Sinne, als er in der Nähe des französischen Generals einen Offizier reiten sah, der kein Anderer als Eugny sein konnte.

„Eugny! Eugny!“ schrie er, und breitete seine Arme nach der Straße hinab aus.

Der Offizier sah herauf zu ihm, schien bestürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und ritt vorbei, sah sich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Eugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiere entlassen war. Oliviers und Eugny's Freude war grenzenlos. Inzwischen waren noch Dienstsachen abzuthun. Man schied auf baldiges Wiedersehen. Olivier rüstete ein Freudenmahl in seiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Oliviers Zimmer; Eugny folgte ihr. Olivier stand sprachlos da. Eugny und Helena umarmten ihn abwechselnd.

„Wie kommen Sie nach Wien?“ fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne,“ antwortete sie; „sollte ich ihn verlassen?“

„Ihr beide seid vermählt?“ rief Olivier außer sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?“ fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, ich träume.“

„Und wir,“ sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns, und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht so, lieber Freund, Sie verzeihen mir?“ — Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen und Aufwallungen vorüber waren, und man ruhiger beisammensaß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen:

„Sie erinnern sich, guter Olivier, meines Verhältnisses im

väterlichen Hause zu La Sarraz. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich, was Leidenschaft und Liebe sei. Ich kann nun nicht sagen, wie es kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Eugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarkeiten nach Basel voran, sobald mir Eugny seine Rückkunft meldete. Tag und Stunde und Ort wurden bestimmt, wo wir zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Ihnen. Ich entkam glücklich.

„Weil ich gewiß wußte, daß Eugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, das Alles schlafe, machte ich mich auf, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen, wohin Sie mich noch an demselben Abend hatten bringen wollen. Aber ich wußte, daß Eugny schon dort war, daß er von dort her mir um Mitternacht entgegen gehen wolle. — In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingang eines Gehölzes. Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen Alles zu schreiben, und mir Ihre Verzeihung zu ersuchen, da ich Ihre Großmuth so grausam mißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort.“

So ungefähr erzählte Helena. Und Eugny setzte hinzu: „Du warst hinnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt hatten, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh', in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein höchster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König deinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, in Coligni's Korps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst uns verzeihen. Sieh', fuhr Eugny fort, und zog das Messer mit der Perlmutterchale hervor, „sieh', Olivier, das alte Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft noch nicht zerschnitten.“

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachend: „Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhingen! — Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer, als Knabe, bei den Geißheerden weggekapert? Ich zürne dem schönen Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören.“

15.

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helena noch unter der Asche; aber er besiegte sie männlich. Die Liebe ging in eine zärtliche Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche, Eugny ohne Eifersucht.

Eugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters, zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regi-

ment. Er verließ Wien nicht, bis er seine schöne Freundin vollkommen wohl versorgt wußte.

Ich mag weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwesir Ahmet Kuperli gegen den Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthard entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Muhameds erröckten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenthum. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Oliviers Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte bei der Ehre, zu dem großen Siege reichlich mitgewirkt zu haben, indem er, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberfeldherrn bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthard mitgestritten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige vom Tode des Kapitäns Eugny. Mit Thränen las er den theuern Namen bald darauf im Verzeichnisse aller Gebliebenen. Eugny, durch sein Ungestüm hingerissen, hatte sich an der Spitze eines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuern Uebermacht umzingelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinigen befohlen, sich den Rückweg mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel. Nur zehn oder zwölf kamen, mit

Wunden bedeckt, zurück zum Regiment. Alle Uebrigen, unter ihnen auch Cugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen, ganz entstellt, zertreten und zerseht.

So hatte der wackere Cugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, nicht mehr mit Unererschrockenheit, sondern mit verzweiflungsvollem Leichtsinne, in die augenscheinlichsten Gefahren. Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges bei St. Gotthard, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand. — Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen. Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Cugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand, verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht, durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Cugny's allerdings betrübt war, weil sie, wohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freund, in der Fremde sich befand.

16.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittve empfing den Freund ihres Mannes mit züngelter Heftigkeit des Schmerzes. Es ward beschlossen, Frau von

Cugny sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie reisete ab. Die Zerstreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verstrich mehr als ein Jahr, ehe sie die Geschäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdessen war der Briefwechsel zwischen ihr und Olivier desto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte; das heißt, er konnte sein Herz nicht verwandeln. Die ehemalige kleine Zeltfrämerin, — die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte, — die reizende Frau von dreißig Jahren im Wittwenschleier — waren eine so schön, so liebenswürdig für ihn, als die andere. Er schwor zwar in seinen Briefen, er liebe sie nicht mehr, er sei über alle Leidenschaft und jugendliche Aufbrauferei himmelhoch erhaben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundschaft, die jeder Andere für Liebesflammen erklärt hätte.

Frau von Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu suchen; er war in Wien angestellt. Bis Linz eilte er der Kommenden entgegen.

Die ersten Begrüßungen und Umarmungen waren zärtlich-ungestümer, als sich beide vorgenommen hatten, daß sie sein sollten. Helena zerfloß an seiner Brust in Thränen. „Ich stehe so allein in Gottes weiter Welt,“ sagte sie, „so verwaist. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. So gehöre ich Ihnen ganz.“

„Und wem denn gehöre ich an?“ erwiderte er: „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es ist ja wohl des Himmels freundlichste Günst, daß er mir wieder die Gespielin meiner Kindheit zuführt.“

In Wien hatte Olivier schon für die schöne Wittve die bequemste und angenehmste Wohnung ausgewählt, ganz in seiner

Nähe. Helena wußte ihm für seine Aufmerksamkeit nicht Dank genug zu sagen. Beide wurden wieder glücklicher, als sie es lange gewesen. Beide wurden sich zum Bedürfniß; aber beide blieben noch in dem unveränderten Verhältnisse, wie es zwischen ihren Herzen von jeher geherrscht hatte. Das war zuletzt nicht nach Oliviers Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena,“ sagte er, — „und wem gehört es sonst? — so gib mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwei Menschen, die sonst im Leben keinen mehr haben, als sich?“

„Ich wollte, Olivier,“ sagte Helena, „Sie begehrt es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklicher machen, so bin ich schuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, Ihnen das Kleinste und Größte abzuschlagen.“

Dies Jawort hätte freilich auf annehmlichere Weise gegeben werden können; aber Olivier versöhnte sich mit den herben Worten von so schönen Lippen.

So ward Helena Oliviers Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigste, das stillglücklichste Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelsinnigen Freunden verfloß ihr Leben in selten gestörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, starb Helena. Viel trug, zur Verschlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er suchte muthwillig auch den feindlichen bei jedem Ausfall gegen die Türken, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die kaiserlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verstehe etwas von der schwarzen Kunst; er könne sich stich-, hieb- und kugelfest machen. Denn wenn rings umher Alles unter dem feindlichen Geschosse zusammenstürzte, stand er unverfehrt.

Wien ward endlich durch den Helbengeist des Polenkönigs Jo-

hannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanli gerettet. Die Türken flohen nach Ungarn zurück und weiter. Aber die Festungen dieses Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, selbst, und lange schon, die alte Hauptstadt der Magyaren auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese Stadt betrachteten die Türken als ihre Bermaner gegen die Christenheit der Abendländer. Deswegen hatten sie hieher den Kern ihrer Tapfersten gelegt, und dem Apti Pascha, dem kühnsten, einsichtvollsten und glücklichsten der ottomanischen Feldherren, den Oberbefehl über die ungarische Beste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Aga nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1669 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Seraskier war's eben dieser kühne und kluge Apti wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahr 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großwesir Kara Mustapha im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

17.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus uneroberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm dienten der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Fürst Ludwig von Baden. Also drei der damals namhaftesten

Feldherren vereinigten sich zum Untergange Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme um Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung fürchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief und der Aufforderung, sich zu ergeben. Der Pascha antwortete: „Leichnam und Schutt.“ Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hülfe vom Großwesir zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Pascha erregte doch allerlei kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter sein, sich in Uebergabe-Unterhandlungen einzulassen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürst Ludwig von Baden, in dessen Regiment Olivier als Major diente, schlug diesen vor, als den gewandtesten und zuverlässigsten seiner Offiziere.

Olivier empfing also den Auftrag, sich nach Buda zu begeben und den Pascha zur Uebergabe zu bewegen, weil demselben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig sei; widrigenfalls dem Pascha zu erklären, daß beim nächsten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Besatzung ohne Gnade über die Klinge springen lassen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem

Dolmetsch und Trommeter, ritt er gegen die Festung. Er ward eingelassen und auf der Stelle in den Palast des Pascha geführt.

18.

Apti Pascha, ein starker, kräftiger, man kann sagen, schöner Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, empfing den Abgeordneten des christlichen Heeres mit jenem angeborenen ruhigen Stolz, der den Türken so wohl ansteht. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Pascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und verwandte kein Auge von dem Redenden, bis der Dolmetsch den Vortrag Oliviers türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Pascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmannes. Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Endlich fragte er durch den Dolmetsch den Major, wie er heiße, woher er sei, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Pascha um gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. Der Pascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wandte sich dann im Hintergrund desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Fa reteri té geins, y fari reteri lé min!“ rief der Pascha ernst und hastig. Olivier sah den Dolmetsch an; dieser, welcher den Pascha nicht verstand, bald den Major, bald den Pascha. — Der Türke, welcher vermuthete, nicht verstanden worden zu sein,

weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa reteri lé geins, y fari reteri lé min!“ (Ich sage dir, daß deine Leute sich zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Pascha, die Sprache des Waatlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Apti Pascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier beobachtete bestürzt des Pascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Eugny, und kein Anderer. Olivier hieß den Dolmetsch und den Trommeter zurücktreten. Apti Pascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thür des Saals, lagen Olivier und Eugny einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Grauföpfe einander feindlich gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenheerden?“ rief Eugny: „Sage mir, wo ist unsere Zeltfrämerin, meine Helena?“

Olivier war aufs Tiefste erschüttert, und schluchzte laut. Dann, wie er sich gefaßt hatte, erzählte er seinem Freunde Alles, was seit der Schlacht bei St. Gotthard vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Eugny's Tod beklagte, geschehen sei, die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie sie vor etlichen Jahren gestorben.

„Ihre Asche ruhe sanft!“ sprach der Pascha mit gebrochener Stimme, indem er seine Augen trocknete: „Ihr unsterblicher, herrlicher Geist erwartet uns beide drüben. Wir wollen nicht klagen. Sie gehört uns noch an. Im Palaste unsers Vaters, im Universum, ändern wir nur die Zimmer.“

„Aber du lebst noch auf Erden?“ rief der Major, und betrachtete seinen Eugny, indem er einen Schritt zurücktrat: „Du ein Muselman? Du der furchtbare Apti Pascha? Wie ist das? Ich wollte schwören, meine Augen und Ohren wären Lügner.“

„Frühstücken wir mit einander, Olivier!“ sagte Eugny, und führte den Major in ein prachtvolles Nebenzimmer. Auf seinen Wink ward ein außerlesenes Morgenessen aufgetragen.

19.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, lösete Eugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken,“ sagte Eugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthard Keiner, glaub' ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte, einer der Letzten, mit meinem erschossenen Pferde; ward von den Sanitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwesirs Achmet Kiuperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum großen Verderben der Seinigen, hatte sechten gesehen. Auch hatte er mich als seinen Sklaven bezeichnet und behalten. Ich ward nach Konstantinopel geführt und unter Aufsicht eines provençalischen Knechten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mann, der mich besonders lieb gewann. Er aber war es auch, der den Großwesir, als derselbe nach Konstantinopel zurückkam, auf meine Kenntnisse im Artillerie- und Kriegebauwesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Pläne aufnehmen. Der Großwesir ließ mich selbst zu sich kommen, und unterhielt sich mehrmals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.“

3sch. Nov. VIII.

„Ich hoffte, man werde mich austauschen und freilassen nach dem Kriege. „Daran denke nicht,“ sagte der Wessir, „du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir, in den Dienst der Pforte zu treten und frei zu werden. Nimm den Turban an; ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich binnen wenigen Jahren in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken schon seit zwanzig Jahren, und hast es mit all' deinem Muth, mit all' deinem Diensteifer, mit all' deinen Kenntnissen noch nicht höher, als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter. Das liegt in der unverständigen Einrichtung und Ordnung der Christen, welche, um die Würdigkeit des Mannes zu prüfen, nicht den Mann, sondern seine Großältern und Vorfahren ansehen, und den Platz, der Muth und Einsicht erfordert, nicht mit den Muthigsten und Einsichtvollsten besetzen, sondern mit dem, der darauf, vermöge sonderbarer Titulaturen seiner Vorfahren, Anspruch macht. Nimm den Turban; du bist Aga.“

„Ich fand den Antrag anfangs widerlich, ob ich dem Minister gleich nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach dem Sinn des Wessirs zu stimmen, der damals das große Reich der Osmanen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen. Der Großwessir ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor,“ rief er einst, „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, mit denselben an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?“ — Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr Eigenthum und Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten, — ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher,

als dich je die Franken lohnen und ehren können. Wer hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?"

"Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verlasse, wer könnte mir Glauben und Vertrauen schenken?“ — Der Großwesir zuckte mittheilidig die Achsel und sagte: „Thor, hast du denn einen andern Gott, als wir? Oder gab es einen eigenen Türkengott und einen besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer außer ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen sollest? — Aber deinen Glauben? Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechtern verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?"

"Als ich es verneinte, sagte er: „Geh', und lerne ihn erst kennen.“ — Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehreren muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei-Jahrs mit der türkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionsachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Befehrer war ein feiner Kopf; ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: „Höre, Freund, du streitest nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser, religiöser und verständiger, als du bist. Wisse denn, das höchste Wesen, der Schöpfer und Vater des Univer-

sums, sieht nicht an die Person, nicht den Halbmond, nicht das Kreuz. Er redet zum Herzen seiner Geschöpfe aller; und in welcher Sprache oder Form, ob im Turban oder Hut, ob in der Moschee oder Kirche sich die Seinigen vor ihm demüthigen im Geiste und Herzen, sie finden Alle Gnade vor seinen Augen."

"Diese schönen Worte drangen mir in Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte sich meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zählet. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena könnte nun wohl deine Gemahlin geworden sein. Wie sehr sich mein Innerstes zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich sie zuletzt, weil ich euch beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

"Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an, daß ich bestimmt sei, mit einem Haufen Sklaven des Großwesirs auf eine seiner Ländereien ins Innere Asiens geführt zu werden. „Wie hat sich,“ sagte er, „ein Mensch, des besten Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!“

"Der Großwesir ließ mich an demselben Tage vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal,“ sprach er, „daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe, zwischen Freiheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrs eine deiner Gaben würdige Bahn zu betreten, oder zeit lebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest."

„Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien, und mich auf immer für Europa, für dich, für Helena, für Bellesonds verloren sah, kam ich mir vor, wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt. Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts gemein hatte. Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib das deinige sei. Ich empfing den Namen Apyti. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwesirs eingeräumt. Achmet Kiuperli sandte mir einen kostbaren Turban, ein reiches Gewand, einen Säbel, von Edelsteinen blühend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten.

20.

„Von nun an ward mein Leben thatenreich!“ fuhr Eugny fort, „Seit mehr denn zwanzig Jahren belagerten die Türken die starke Stadt Candia; die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venetianer fochten Verzweifelten gleich hinter den Wällen und Mauern der Festung. Achmet Kiuperli setzte seinen Stolz darein, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahr 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Belagerungsgeschüßes gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Serasfierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleich steht. Der Großwesir stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV. vor.

„Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Belagerung von Kaminiek übertragen. Ich eroberte die

Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genuße alles orientalischen Luxus im Innern meines Palastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkür geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tatarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle mit der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wären. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich nur einen einzigen, der Französisch reden konnte. Dies war einer von den dreihundert Edelknechten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden, bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abkommen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichen Juwelen hing dein Messer, Du siehst, ich habe es in goldene Kapsel, mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kinderwelt, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen

Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwesir Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien ward mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien, als hier in Buda, manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!"

Beide sanken sich einander wieder in die Arme und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherren, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenwärtiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freunde besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüsse über das letzte Treffen vom 14. August, in welchem der Großwesir, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen hervorrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war. Der Pascha von Buda fluchte wild und sagte: „Ich habe ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen.“

21.

„Auf Entsatz hast du also nicht mehr zu hoffen!“ versetzte der Major Olivier: „Du hast für deinen und den Ruhm der Pforte genug gethan. Was du mehr thun willst, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannst du unmöglich retten; aber du kannst eine tapfere Besatzung durch ehrenvollen Abzug retten und sie dem ohnehin geschwächten Heere des Großwesirs zuführen.“

Bruch ist geschlossen. Wir stehen draußen vor den letzten Mauern. Alles ist auf morgen zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magst: der Platz, ich sag' es dir, wird genommen und dann dem schauerlichen Schicksal preisgegeben werden. Warum dieser unzeitige und fruchtlose Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Besatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Sultans so offenbar widerstreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menschenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte und befahl mir ausdrücklich, dir zu sagen: würdest du der Menschlichkeit Gehör geben, werde seine Dankbarkeit gegen dich keine Grenzen kennen, als die du dir selbst setzen möchtest. Biete mir die Hand. Schließen wir, um das Leben von Tausenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollsten Uebergabe ab. Kannst du wollen, daß wir beide morgen mit den Waffen gegen einander stehen? — Stirbst du, was gilt mir das Leben? Fall' ich — Freund, war's nicht an dir, mich zu retten?"

Der Pascha von Buda beobachtete während dieser Rede des Majors düsteres Schweigen. Als Olivier geendet hatte und Antwort erwartete, warf der Pascha einen ernsten Blick auf den Major, und erwiderte: „Major, du ließeß da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich die Festung übergeben würde. Ich hoffe, du hältst mich solcher Niederträchtigkeiten nicht fähig. Wäre das? wahrlich, Olivier, unsere Freundschaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. — Aber nein, ich kenne dich. Du hattest die Aufträge für den Pascha von Buda. Du thust deine Pflicht; ich werde die meinige thun. Dein Beispiel ist ein Beweggrund mehr für mich, zu leben und zu sterben, wie es der Ehrenmann soll. So höre denn, und sag' es deinen Generalen wieder: In diesem Augenblicke kenne ich kein

anderes Interesse, als das, was Pflicht und Ehre mir geben. Buda ist nicht mein, sondern des Großherrn Eigenthum; es steht nicht bei mir, es seinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Festung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schutt. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß."

Dies ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl sie dem Pascha vorschrieben. Und darauf hatte die Freundschaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und sagte: „Freund, nun will ich auch meinerseits dir einen Vorschlag thun. Gele mit meiner Antwort ins Lager zurück, vollstrecke morgen deine Pflichten, aber schone deines Lebens. Dein Leben ist mir köstlicher, als mein eigenes. Und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Festung glücklich davon bringe, Freund, dann komm' und verlebe deine alten Tage bei mir. Du sollst Ruhe, du sollst Ueberfluß haben. Wegen der Religion mache dir keinen Kummer. Wir haben beide einen Gott und einen Glauben. Was geht uns das Nebengeschwätz der Derwische, Mönche und Priester an?"

Olivier stand eine Weile sinnend; dann sprach er: „Der Himmel entscheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt, Eugny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorschlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieser Welt werden. Ich kann es nur bei dir sein."

Eugny zwang seinen Freund, noch eine mit Goldstücken gefüllte Börse von ihm anzunehmen. Dann schieden sie.

22.

Olivier war von dieser unerwarteten Begebenheit, der außerordentlichsten seines Lebens, in ein Gewühl von lebhaften und

einander widerstreitenden Empfindungen gestürzt, daß er, als er außer der Festung war, fast alle Haltung und Besonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang der Unterhandlungen befragte. Er lachte zuweilen laut auf über die Unglaublichkeit und seltsame Wahrheit des Abenteuers, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm geraume Zeit vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Ahti Pascha habe ihm ein gottloses Pulver eingegeben, woran er verrückt geworden sei.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn begleitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das Außerordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe in Ahti Pascha meinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund wieder gefunden!“

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Pascha, und setzte hinzu: „Kommen Sie heut' Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Weins erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Pascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemandem mich mittheilen können, sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz aus einander.“*)

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, ins große Hauptquartier und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Pascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Landsmann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht

*) Eben diesem Offizier dankt man ohne Zweifel die nachmals gedruckten Berichte.

bei St. Gotthard für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Pascha von Buda bevorstehen möchte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Pascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie ließen sogar durchblicken, Olivier möge bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle ihn beim Sturm folgendes Tages auf den gefährvollsten Posten befehligen.

Die Festung ward am andern Tage von allen Seiten bestürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten ward in diesem Kriege mit so großer Ordnung, nach so wohlberechneten Entwürfen und mit so gewaltigem Ungestüm angegriffen; selten mit so unbeschreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff um Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewiesen. Was Kriegskunst und große Talente leisten konnten, das ward von beiden Theilen an diesem denkwürdigen Tage geleistet.

Apti Pascha selbst befehligte da, wo der Kampf am wüthendsten war — auf dem Mauerbruch. Durch seine Disposition, durch seine und seiner Soldaten Tapferkeit, die er selbst diszipliniert hatte, wurden die Anfälle der Belagerer jedesmal standhaft und mit ungeheuern Verluste derselben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiserlicher Seits ein frisches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand sich auch das Re-

giment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieser wackere Offizier, an der Spitze seiner Leute, näherte sich, mitten durch das fürchterlichste Feuer des Platzes, dem Hauptpunkte, um welchen das mörderische Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Pascha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und schritt im Sturm schritt mit dem Bajonett gegen die Türken. Jedermann sah den kommandirenden Pascha durch einen Schuß gestürzt. Man sah den Major Olivier mit dem Degen in der Faust nach der Gegend dringen, wo sein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen selbst, von mehreren Schüssen getroffen, zu Boden stürzen, nicht weit vom Pascha. Die Türken, rasend um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderische Thätigkeit. Aber alle Anstrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren eitel. Die Christen drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm erobert, nachdem sie dritthalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der heftigsten Belagerung auszustanden hatte.

»Ainsi périrent par les armes l'un de l'autre ces amis vertueux et magnanimes,« schreibt der im Eingang dieser Geschichte erwähnte Berichterstatter, »respectable par leur mérite personnel, sans le secours de la naissance.«